

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 89=109 (1943)

Heft: 11

Artikel: Die Wandlung des Soldaten

Autor: Haefelin, A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-18480>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

so müssen wir ihnen auch Gelegenheit geben, sich in Wettkämpfen zur Friedenszeit zu messen. Die Ausbildung dazu erhalten die Wintersoldaten in den Wintergebirgskursen, wie sie unsere Armee auch letzten Winter wiederum durchgeführt hat. Ferner können in Ablösungsdiensten, die im winterlichen Gebirge geleistet werden, zur sportlichen Ertüchtigung der Einheit auch besondere Ausbildungstage eingeschaltet werden, in deren Mittelpunkt dann ein rassischer Wettkampf stehen soll.

Die Wandlung des Soldaten

Von Lt. *A. Haefelin*, Zürich.

«Die Zeit ist euer; was sie sein wird,
wird sie durch euch sein.» Clausewitz.

Wie eine gewaltige Maschine muten uns die Heere eines Friedrich des Grossen an. Im Grossen wie im Kleinen ist alles genau einexerziert, zusammengearbeitet und zusammengeschliffen zu einem Instrument von unerhörter Zuverlässigkeit und Wirksamkeit. Der Feldherr braucht nur, auch mitten im Regen der feindlichen Kugeln und im Feuer der feindlichen Geschütze, sein Zeichen zu geben, damit sein Wollen mit minutiöser Genauigkeit und Sicherheit in die Tat umgesetzt wird. «Versteht er (der Heerführer) nur richtig zu kommandieren, so kann er der Ausführung seiner Befehle sicher sein» (Friedrich der Grosse). Der Einzelne ist nur ein Stück eines grossen Ganzen, ein bedeutungsloses Glied, das, auch in grosser Zahl, ausgelöscht werden kann, die Gesamtheit bleibt doch unversehrt. Die hauptsächlichsten Eigenschaften, die vom Soldaten des 18. Jahrhunderts verlangt wurden, sind Gehorsam und Tapferkeit. Dabei praevaliert der Gehorsam durchaus, er zwingt auch den Schwächern, tapfer zu sein. Ausbildung und Erziehung erschöpfen sich in Dressur. «Das erste im Exerzieren muss sein, einen Kerl zu dressieren . . .» sagt ein im Jahr 1726 erschienenenes «Reglement für die Königlich Preussische Infanterie». Und weiter: «Sobald ein Kommando gemacht ist, muss kein Kerl sich mehr rühren, sondern die Augen beständig nach dem Flügelmann und die Gedanken wohl beieinander haben, dass er nicht zu früh oder zu spät greifen, treten oder sich wenden kann.» Ganz entsprechend haben die Offiziere und Unteroffiziere ihre Leute in erster Linie zu eiserner Zucht zu erziehen. Mit unerbittlicher Härte formen sie die zum Kriegsdienst Geworbenen, häufiger noch Gezwungenen, und fügen sie zusammen zu einem Heere. Wie der Soldat kennt der Offizier keine Selbständigkeit,

weder in der Ausbildung, noch vor dem Feind. Dort ist er Drillmeister, hier Beispiel. Seine Bedeutung, die ihn erst eigentlich von der Masse unterscheidet, liegt darin, dass er im Gegensatz zum Soldaten ein *bewusstes* Glied des Ganzen ist; dass er mit einem Träger des Willens seines Königs darstellt. Zum rein passiven Gehorsam soll aber schon beim Soldaten ein aktives Moment hinzutreten, ein Diszipliniertsein aus eigenem Wollen. So heisst es in dem zitierten Reglement: «Alle Offiziere und Unteroffiziere müssen dahin arbeiten, dass die Kerls die Ambition bekommen, *von selbst* sich propre zu halten. Denn bevor ein Kerl nicht zu seinem eigenen Leibe Lust hat, ist noch nicht der Soldat, sondern der Bauer in solchem Kerl.» Ein Mehr war hier wie dort aber ganz ausgeschlossen und hätte natürlich dem damaligen Absolutismus und dessen Kampfverfahren auch gar nicht entsprochen.

Mit der französischen Umwälzung wurde auch die bisherige Kampfordnung revolutioniert. Die französischen Revolutionsheere setzten sich aus Bürgern zusammen, die nie die Kunst des Exerzierens erlernt hatten; sie waren deshalb gar nicht imstande, in der Lineartaktik zu fechten. Jeder kämpfte, wo er stand. Man legte sich in Ackerfurchen, hinter Baumstämme, und schoss von dort auf die feindlichen Menschenmauern. Aus der Not der Stunde wurde eine Tugend. Die französische Revolution gebar eine neue, ihr eigene Taktik, die Tirailleurtaktik. (Erstmals angewendet wurde sie allerdings schon vorher im amerikanischen Bürgerkriege.) Der Taktik des preussischen Absolutismus, der, wie wir gesehen haben, nur das «Wir» kannte, stellte der französische Individualismus seine eigene Form entgegen. Die vom neu erwachten Nationalgefühl erfüllten und von ihren revolutionären Ideen fanatisierten französischen Schützen konnten ohne Tuchfühlung in den Kampf geworfen werden. Man brauchte nicht zu fürchten, dass sie sich, wie die Geworbenen, drücken würden, sondern konnte gewiss sein, jeder werde seine Pflicht auch allein auf sich selbst gestellt erfüllen.

Der Soldat hörte von da hinweg auf, eine Exerziermaschine zu sein. Er war in einem allerdings noch kleinen Kreise selbständig und sich selber verantwortlich. Der Weg zum Einzelkämpfer tat sich auf. Und wie sich die Verwendung des Soldaten des Soldaten geändert hatte, so hatte er eine neue, höhere Bedeutung erhalten. Die Armee war von nun an nicht mehr einem Stande vorbehalten, sondern sie sollte nach Scharnhorst die Vereinigung der moralischen und physischen Kräfte *aller Staatsbürger* sein. Es begann das Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht. «... niemand in der Welt muss ausgenommen sein, und es muss zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat . . .» (Blücher an Gneisenau). Während

bisher nur der Offizier bewusster Kämpfer, nur er auf seinen König bezogen gewesen war, wurde nun aus dem Soldaten als Instrument, das nur auf den Drill gerichtet war, ebenfalls ein aktiver Träger des Wehrwillens. Das erwachte Staatsbewusstsein schuf an Stelle der Geworbenen und Gezwungenen die Volkshere aus eigenem Wollen.

Was sich, angeregt und erst ermöglicht durch die französische Revolution, anbahnte, war nur der Beginn einer langen Entwicklung. Wohl stellten sich die Bürger zur Verfügung, um gemeinsam den Feind zu werfen. Aber nach Erreichen des Zieles zogen sie ihren Waffenrock wieder aus, um wieder ganz Bürger zu sein. Soldatsein war ihnen eine Pflicht, die sie nur gerade soweit erfüllten, als die Aufgabe es erheischte. Noch war der soldatische Mensch nicht geboren, wie denn auch die vaterländische Begeisterung noch stark entfernt von wirklich nationalem Bewusstsein war. In stetigem Kampfe musste das der Armee Gebührende dem Bürgertum abgerungen werden. Das ganze 19. Jahrhundert steht im Zeichen dieses Kampfes, der nur ein Teil jenes grossen Kampfes um den Staat überhaupt war. Doch immer mehr, und ganz gewaltig dann im Weltkrieg 1914—1918, drängt sich eine Synthese auf: aus der Ueberzeugung, dass alles Unkämpferische letzten Endes irgendwie scheitern müsse, wurde der Bürger Soldat. Aus dem uniformierten Zivilisten wurde der überzeugte Soldat, der, auch wenn er seinen zivilen Beschäftigungen nachgeht, nach soldatischen Grundsätzen handelt. Erst wenn sich Arbeit und Waffe, Kultur und Wehrkraft gegenseitig stützen und ergänzen, sind die Grundlagen für ein gesundes, lebensfähiges Volk gegeben.

Wie der Weltkrieg den neuen soldatischen Menschen schuf, so vermochte er auch die sich bisher feindlich gegenüberstehenden Begriffe von «Wir» und «Ich» zu versöhnen. Die Heere, die in den grossen Krieg zogen, waren Massen, gebildet aus einem Aneinanderreihen von unzähligen gleichwertigen Individuen. Aber auf den Schlachtfeldern erwies sich die Theorie der Gleichheit als falsch. Ein soldatischer Verband bestand bald nicht mehr aus gleichwertigen Individuen, die man beliebig gegeneinander austauschen konnte, sondern aus Persönlichkeiten, die jede ihren bestimmten, ihr ureigenen Wert besaßen. Durch die Zusammenfassung dieser Persönlichkeiten entstand die soldatische Gemeinschaft. Erst hier erhielt der Einzelne nun seine wahre Berechtigung, und seine Leistung für die Gesamtheit wurde zum Wertmasstab der Einzelpersönlichkeit. In der Gemeinschaft vervielfachte sich der Wert des Einzelnen und er vollbrachte, was er allein nie erreicht hätte. Im Stosstrupp fand dieser Geist seinen

höchsten Ausdruck. An Stelle von «Individuum und Masse» traten «Persönlichkeit und Gemeinschaft». Vom Soldaten aus ging so die Wiederherstellung der durch einen falschen Individualismus bedrohten organischen Bindungen und Lebensordnungen. Er gemahte wieder daran, dass der Einsatz für eine Sache das Höchste sei, dass die eigenen Interessen vor denen der Gemeinschaft zurückzutreten haben. Seine Haltung war von neuem gekennzeichnet durch das Wort «Ich diene».

Aus der technischen Maschine des 18. Jahrhunderts ist ein lebendiger Organismus geworden, aus einem reinen Kriegsinstrument die höchste Schule nationaler Erziehung. Schon Moltke schrieb einst: «Militärdienst ist zwar nicht produktive Arbeit, aber er bezweckt die Sicherheit des Staates, ohne die jede produktive Arbeit unmöglich ist. Er bildet die Schule für heranwachsende Generationen in Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Gehorsam und Treue, Eigenschaften, die für spätere produktive Arbeit nicht verloren gehen.» Von der Schweizer Armee im Besonderen sagte unser General in seinem Vortrag «Unser Volk und seine Armee»: «Lange Zeit war er (der Militärdienst) die einzige gemeinsame Einrichtung der Kantone, der Ausdruck der eidgenössischen Solidarität. Die Armee stellt so recht die nationale Einheit dar, das bindende Element in der Theorie wie in der Wirklichkeit.»

Die soldatische Erziehung steht also durchaus im Mittelpunkt des Dienstes. Die Armee hat damit eine solche Bedeutung erlangt, dass wir auf sie auch in einem «ewigen Frieden» nicht verzichten wollten. Die Aufgabe der Erziehung besteht in erster Linie in der Entwicklung der soldatischen, und somit zugleich staatsbürgerlichen Tugenden. In der Verfolgung dieser Aufgabe muss der Offizier von einem geradezu religiösen Eifer beseelt sein. Sein Ziel muss sein, den Soldaten aus einem Objekt des Gehorsams zum bewussten Träger und Verfechter der Disziplin im weitesten Sinne zu wandeln. Erst wenn er selbst bereit ist, seinerseits an seiner eignen Vervollkommnung und an der Vervollkommnung seiner Gemeinschaft zu arbeiten, ist er wahrer Soldat. — Was schon ganz allgemein gilt, hat aber auch Geltung für die ureigenste Tätigkeit des Soldaten, für den Kampf. Nur eine innere überlegte Kraft lässt ihn da die Schwierigkeiten überwinden, die sich der Ausführung eines Befehles entgegenstellen und befähigt ihn, auch in einer Hölle von Feuer und Blut, wo niemand mehr ihn überwacht, mannhaft, soldatisch auszuharren und seine Pflicht zu erfüllen. Im modernen Krieg kommt der Soldat mit dem bloss technischen Gehorsam nicht mehr aus, sondern heute wird, wie noch nie in der Kriegsgeschichte, von jedem Kämpfer ein Höchstmass von geistigem Gehorsam verlangt, eine aktive Disziplin.

Ich habe damit nur ganz kurz gestreift, in welchem gewaltigem Umfange der Soldat sich in den letzten zweihundert Jahren gewandelt hat. Während noch im 18. Jahrhundert das Heer einen eigenen Staat im Staate bildete, wurde es im letzten doch schon zu einem Bestandteil des Staates. Und heute ist die Wehrmacht mit all den anderen Elementen eine enge Verbindung eingegangen, die ohne Vernichtung des Ganzen nicht mehr gelöst werden kann. Die seelische Haltung, die von der Armee ausgeht, das Soldatentum, durchdringt, wie die Seele den Körper, das Leben des Volkes. Der Soldat ist es, der heute, wie der Ritter im Mittelalter, dem Bilde des Menschen seinen Stempel aufdrückt und dem gesamten Volksleben sein Gepräge gibt.

SCHWEIZERISCHES SOLDATENTUM

Ulrich Zwingli

Vom Hauptmann

Vertrauen bei den Knechten (Soldaten) ist der höchste Schatz, den er haben kann, dass er das erwerbe und behalte, werden zwei Dinge helfen: Das eine ist: dass er so getreulich für sie Sorge, dass er nirgends bei einer Untreue ertappt werde, dass er dem allgemeinen Besten diene, Freude habe, wenn sie etwas bekommen, ihnen dasselbe mit Freuden und gutem Willen lasse, sie nicht allzu strenge, aber doch in straffer Disziplin halte, sich als ihresgleichen ansehe etc., wie Alexander der Grosse tat, der einen alten Soldaten, der stark fror, an seiner Stelle ans Feuer sitzen liess.

Er soll seine Augen von Berg, Feld, Tal, Gewässern, Gräben nimmer abwenden, sondern scharf beobachten, wie Pyrrhus tat, der sich immer fragte: «Wenn Du den Feind da angreifen müsstest, wie wolltest Du es anfangen, dass Du den Vorteil hättest?» Er soll immer die Beschaffenheit einer Gegend, Gräben, Gewässer, Berg, Tal etc. genau kennen, auch die Furten, Brücken etc., was er Alles durch die Reiter, die Berg und Tal kennen, in Erfahrung bringen soll.

Das sind allgemein bekannte Listen: dass man nicht gegen den Wind, nicht gegen die Sonne, nicht gegen den Berg angreife, sondern die Kriegsscharen wende, damit solche Vorteile uns dienen; dass man nicht gegen die Nacht hin angreife, wenn eine